

**Hilfe, meine Eltern  
sind alt**

### **Aus dem Buch**

Mein Vater findet den Zettel von gestern, liest ihn vor: »Titelvorschlag für unser Buch? Ist das erledigt?«

»Ja, ich bleib bei meinem Arbeitstitel.«

»Und der wäre?«

»Hilfe, meine Eltern sind alt«, rufe ich aus dem Bad.

»Na, das stimmt, leider, so isses«, höre ich meinen Vater. »Wieso Hilfe? Wer soll dir helfen?« Mein Vater steht mir im Weg. »Hilfe meint HILFE: plötzlich alte Eltern, was mache ich?«

»Nich sehr wutzig, muss mehr Liebe rein«, wendet meine Mutter ein.

»Liebe ist im Buch.« Ich gebe ihr einen Abschiedskuss und renne bereits die Treppen runter.

»Lass wissen, wie es war«, ruft sie mir hinterher. Beide stehen in der offenen Wohnungstür.

»Kommst du wieder?«, fragt mein Vater.

Ich winke vom ersten Treppenabsatz: »Zettel liegt auf dem Tisch! Tschüss.«

### **Die Autorin**

Ilse Biberti wurde in Berlin geboren. Mit 15 Jahren startete sie eine erfolgreiche Schauspielkarriere im Theater und im Fernsehen. Einem Millionenpublikum wurde sie als ILSE der Kultserie *Sesamstraße* bekannt. Sie spielte in ca. 120 Fernsehfilmen und schrieb diverse Drehbücher, u. a. für *Solaris TV*, *Im besten Alter*, *Tatort*. In Theaterstücken und bei vielen bekannten und quotenstarken Fernsehfilmen und -serien führte sie Regie, u.a. *Fremde Frauen küsst man nicht* und *Praxis Bülowbogen*. Ilse Biberti trägt den Namen ihres angenommenen zweiten Vaters, Robert Biberti, dem Begründer und Bassisten der Comedian Harmonists.

Ilse Biberti

# Hilfe, meine Eltern sind alt

Wie ich lernte, Vater und Mutter mit  
Respekt und Humor zu begleiten

**südwest<sup>o</sup>**



Mix  
Produktgruppe aus vorbildlich  
bewirtschafteten Wäldern und  
anderen kontrollierten Herkünften  
Zert.-Nr. SGS-COC-1940  
www.fsc.org  
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das FSC-zertifizierte Papier *München Super* für dieses Buch  
liefert Arctic Paper Mochenwangen GmbH

Besuchen Sie uns im Internet:  
[www.suedwest-verlag.de](http://www.suedwest-verlag.de)

Hinweis:

Die Ratschläge in diesem Buch sind von Autorin und Verlag sorgfältig erwogen und geprüft worden. Sie bieten jedoch keinen Ersatz für kompetenten medizinischen Rat. Eine Haftung der Autorin bzw. des Verlages und seiner Beauftragten für Personen-, Sach- und Vermögensschäden ist ausgeschlossen.

Projektleitung: Dr. Harald Kämmerer  
Redaktion: Timo Gößler, Berlin  
Satz: Reinhard Soll, München  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany

ISBN 978-3-517-08553-1  
9817 2635 4453 6271

*»Die einzige Gerechtigkeit, die es im Leben gibt, ist,  
dass jeder alt wird.«*

Karl Lagerfeld

– wenn man alt wird.



*Meinen Eltern, Anneliese und Rolf. Ihnen ist es ein Anliegen, dass ich aus unserem Leben berichte. Ihr Mut, ihr Humor, ihr Vertrauen sind für mich Unterstützung, Trost und gelebtes Geschenk.*

*Allen, die älter werden.*

*Meine tiefe Verbeugung vor denen, die ihnen dabei helfen.*

*Für alle Menschen, die andere pflegen.*

*In liebevollem Gedenken an Clemens.*

*Meinen Großeltern, besonders: Amma und Elsbeth, Bobchen.*

*Und meinem Papo, der diese Welt im Februar 2008 verlassen hat.*





## **Inhalt**

TEIL I Plötzlich und unerwartet 11

TEIL II Leben ist, wenn man trotzdem lacht 75

TEIL III Bei Pfeiffers ist Ball 189

TEIL IV Service 269

Empfehlungen und Tipps für den Notfall

Betreuung zu Hause

Krankenhausaufenthalt und Reha

Adressen, die weiterhelfen



# Teil I

## Plötzlich und unerwartet

**H**eute ist der 11. Mai. In 40 Minuten wird sich mein Leben dramatisch ändern. Noch ahne ich nichts davon. Hildegard Knef singt aus meinem Autoradio: »Für mich soll's rote Rosen regnen«. Jaaa, gerne. Für mich. Genau! Ich flirte mit dem Autofahrer, der neben mir im Kreisverkehr um die Goldelse rauscht. Es ist ein sonniger Mittwochvormittag in Berlin. Der erste frische Spargel aus Beelitz, Ruccola, frühe Erdbeeren und Tulpen liegen auf der Rückbank. Das alles habe ich gerade auf dem Winterfeldmarkt eingekauft. Zum ersten Mal in diesem Jahr trage ich ein sommerlich weißes Kostüm. Noch eine Drehbuch-Besprechung für einen neuen Fernseh-Krimi, dann werde ich für meine Eltern und mich kochen. Die Kastanienbäume haben ihre Kerzen entzündet. Herrlich!

Noch 36 Minuten, bis mein Herz schockgefroren wird.

Ich stopfe den Kopfhörer von meinem Handy ins Ohr. »Mammi? Ich bin's, nur kurz: Ich komme etwas später, am besten, ihr esst noch etwas Obst.« – »Das passt gut«, antwortet meine Mutter fröhlich. »Ich gehe nachher mit Frau Deter auf ein Eis. Du kannst dir Zeit lassen, dein Vater schläft. Hab eben vom Schlafzimmerfenster aus mit Hänchen gesprochen, mein ehemaliger Schüler, du weißt schon, der hat mal als Putzmann in der Pathologie gearbeitet, da kannst du viel von ihm erfahren. Alles Gute für dich,

meine besten Wünsche begleiten dich, bis später.« Genau gegenüber der Wohnung meiner Eltern gibt es einen Tante-Emma-Laden. Hier trifft sich die Nachbarschaft zu Bier oder Eis. Meine Mutter! Weder ihre schwere Arthrose noch 3 1/2 Stockwerke, für deren Überwindung sie mindestens 20 Minuten unter Schmerzen braucht, können sie von einem Plausch alle paar Wochen einmal abhalten.

Noch 20 Minuten, bis es passiert ...

Das Büro des Produzenten präsentiert das neue Berliner Metropolunderstatement: edel und schlicht, unauffällig perfekt. Wir haben den Erfolg und zeigen ihn nicht. Es befindet sich in der Etage auf der Gleishöhe zur S-Bahn-Station Berlin-Tiergarten. Beim Kaffeezubereiten in der Küche können wir den Passagieren in den vorbeifahrenden Zügen zuwinken.

Noch 15 Minuten, bis ...

Meine Eltern sind seit 55 Jahren ein Paar. Sie haben sehr unterschiedliche Charaktere und Temperamente: Mein Vater ist Pessimist und Atheist. Meine Mutter liebende Optimistin und Christin. Mein Vater ist am liebsten allein, liest und studiert. Meine Mutter liebt Gesellschaft, ist begeistert von Theater und Musik, sehr hilfsbereit. Im ehelichen Innenverhältnis sind beide kultiviert kontrovers, im Außenverhältnis immer solidarisch. Mein Vater hatte vor drei Jahren, einen Tag vor seinem 82. Geburtstag, einen Schlaganfall. Ich wollte nicht irgendwann an seinem Grab stehen und mit »allen Fragen offen« zurückbleiben. Also kehrte ich nach meinem jahrzehntelangen Nomadenleben mit einem Alibi-Wohnsitz in München und dem berühmten »Koffer in Berlin« zurück in den Koffer, in meine alte Studentenbude. Nach intensiver Pflege kam mein Vater halbwegs gesund wieder nach Hause. Der »Alte« wurde er nicht wieder.

Noch 9 Minuten ...

Meine Mutter ist ein halbes Jahr jünger als mein Vater, leider hat auch sie in den letzten Jahren stark abgebaut, ihre Wege verkürzt sich dramatisch. Arthrose in allen Gelenken, Vergesslichkeit. Die 110 Meter zum Bäcker wurden unüberwindbar. Bus fahren unmöglich. Überhaupt muss man ja auch erst einmal zur Straße gelangen. Bei meinen Eltern bedeutet das das Bezwingen von 76 Stufen. Sie wohnen im 3 1/2 Stockwerk ohne Fahrstuhl, seit 44 Jahren. Ein Spaziergang am Sonntag ist höchstens noch eine Spazierfahrt. Meine Mutter ist immer gern eingekehrt, sie liebt es, auszugehen, die Gesellschaft und das Gespräch mit Menschen. Für meinen Vater war das schon immer eher lästig, zunehmend undenkbar. Zu viele Reize. Eine Kakophonie der Geräusche. Sein Hörgerät konnte nie optimal eingestellt werden, mehrere Versuche scheiterten. Er hatte einfach zu viele Hummeln im A... Seitdem garantiere ich ihre Versorgung, seitdem ist mein Handy immer eingeschaltet.

Noch 7 Minu ...

Das Handy ist unser Sicherheitsnetz, unser doppelter Boden. Das beruhigt sie und mich. Selbst meine Mutter, die anfangs gern zehnmal am Tag anrief, betreibt keinen aufreibenden Missbrauch mehr. Da hat sich meine anstrengende Pubertät gelohnt. Bei nervenden Rückfällen ihrerseits brauche ich nur anzudrohen, in das Verhalten meiner Pubertät zurückzufallen. Das ist so abschreckend, dass wir uns schnell einigen können.

Wir telefonieren nun täglich Punkt 9 Uhr, und ich komme jeden Tag auf einen Sprung vorbei. Viermal die Woche koche ich. An zwei Tagen kommt die Haushaltshilfe Tina. Frühstück, Abendbrot und einmal pro Woche das Mittagessen in der Mikrowelle wärmen sind die Aufgaben meines Vaters, die er nicht leiden

kann, aber korrekt erledigt. Wir vier sind ein eingespieltes Team.

Der Countdown läuft.

Der Produzent und ich sind gerade in wüsten Krimiphantasien, diskutieren, ob der Mörder eine Frau sein darf. Geht auch eine Farbige oder eine Türkin? Kann man das einem deutschen Fernsehredakteur zumuten? Oder besser doch ein Mann als Mörder? Vergiften wir ihn? Wird er erwürgt? Von Kugeln durchsiebt?

In 60 Sekunden ...

Der Produzent fordert einen forensischen Clou für den Krimi: Sieht aus wie ein Unfall, ist aber eine raffinierte Manipulation.

Ich gebe vor: »Der Tote liegt in der Wanne. Ein Stromunfall.« Er nickt: »Also Selbstmord.« – »Aber wie kommt der Brandfleck von dem Duschkopf an seinen Rücken?«, führe ich meinen Gedanken weiter. Er ist erstaunt: »Also Mord?« Ich lege nach: »Ein Stromkabel liegt im Badewasser. Seine Handtücher? Wo lagen sie, wo liegen sie? Wie sind sie gefallen...?« Er steigt ein: »Auf der verstaubten Ablage vor dem Spiegel ist der Abdruck eines Ringes. ...« Mein Handy reißt uns aus den Gedanken. Es klingelt. Schriill. Ton-Einstellung: Draußen. Nervtötend aggressiv. Das Display zeigt: »Eltern«.

In 2 Sekunden ...

»Entschuldigen Sie, ich muss ran.« Sein Blick entschuldigt nicht. Ich stehe auf, trete ans Fenster und sehe auf die Gleise: »Ja?« – »ILSeeeee?«, brüllt mein Vater mit überkippende Stimme, einerseits preußisch korrekt, andererseits voll panischer Angst. Mein Vater, der sich wegen seiner extremen Schwerhörigkeit immer weigert zu telefonieren, insgeheim sind ihm Telefonate

auch einfach lästig: »IIIIIIII LLLL LLLL SSSSSSEEEEEEEEE-  
EEE!!!!!!!!!!« – »Ja, ich bin's, ich höre dich«, brülle ich zurück.  
»Ilssee, ja!« Er scheint erleichtert, nach kurzer Pause sich fas-  
send: »Deine Mutter ist völlig durchgedreht, sie spricht wirres  
Zeug, ich denke, wir müssen sie abgeben!« Mein Blutdruck  
steigt auf gefühlte 350 zu 410, der Puls rast, mein Hirn ist im  
Ausnahmestand, trotzdem glasklar. Ich lasse mir meine Mut-  
ter ans Telefon holen. »Turmuhr mulpen knomen, nee. Ich habe  
geschlagen Chroisent beschrieben mit Lambuda schnese balk  
kram neuf.«

Jetzt ist es passiert. Plötzlich und unerwartet.

Ich rase mit 100 km/h durch die Stadt zu meinen Eltern.

Meine Mutter sitzt am Esstisch, umarmt mich wie eine Ertrin-  
kende. Unverständliche Laute und Worte sprudeln aus ihr  
heraus, artikuliert in einer klaren Satzmelodie. In ihren Augen  
lese ich, dass sie das Gefühl hat, ganz normal verständlich zu  
sprechen. Nach außen bleibe ich freundlich neutral, halte ihre  
Hand. Innerlich rasen meine Gedanken: Heute ist Mittwoch.  
Hat der Hausarzt seine Praxis offen? Nein. Der Neurologe? Ja,  
aber erst ab 14 Uhr. Jetzt ist es 12 Uhr. Sie hat schon einmal vor  
zwei Wochen unverständlich gesprochen. Nach einem Tag war  
das verschwunden. Damals hatte ich sie intuitiv »unter Was-  
ser« gesetzt, hatte sie zwei Liter trinken lassen. Habe sie dem  
Neurologen vorgeführt. Er will sie auf Epilepsie und Parkinson  
untersuchen. Wie war das bei meinem Vater damals bei seinem  
Schlaganfall? Er hatte starke Schmerzen im linken Arm, der  
linke Teil seines Mundes hing schief, ihm war schwindelig, er  
hatte Sehstörungen. Aufmerksam betrachte ich das Gesicht mei-  
ner Mutter. Keine Gesichtshälfte hängt. Kann ich warten oder  
nicht? »Hast du Schmerzen in der linken Seite?« Unverständ-  
liche Worte. Gut, also muss ich erst eine gemeinsame Verständi-  
gung vereinbaren. Mein Vater schreit wie ein verwundetes Tier:

»Was machen wir?« Mamma und ich einigen uns auf Nicken für »Ja« und Kopfschütteln für »Nein«, auf Telepathie und viel trinken. »Schmerzen?« Kopfschütteln. »Siehst du doppelt?« – »Malapp korum schneeze!« Ich verstehe nicht. Sie schüttelt den Kopf. Ich frage nach: »Nein?« Sie nickt. Na, hoffentlich stimmt das. Ich betrachte sie eingehend. Nein, sie sieht nicht aus, als ob sie Schmerzen hätte. »Wie viele Finger sind das?« Ich halte drei Finger in die Höhe. »Gmatus!!!«, strahlt mich meine Mutter an. »Und jetzt?«, ich halte zwei Finger in die Höhe. Keine Reaktion. Ihr Blick ist leer, ohne ein Zeichen des Erkennens. Bei der Untersuchung zu ihrer Grauen-Star-Operation vor fünf Jahren wurde festgestellt, dass sie einen »Sehpfropfen« im linken Auge hat. Dadurch hat sie im mittleren Teil des Sehfeldes einen »blinden Fleck«. Ich bewege meine zwei Finger auf gleicher Höhe leicht nach rechts und nach links. »Ha«, meine Mutter lacht erkennend, »Kwum!!!« Sie hebt zwei Finger in die Höhe zum Victory-Zeichen. Auch ich hatte Ring- und Mittelfinger so hochgehalten. Ich lache. Meine Mutter lacht: »Kwum, maleise gnach ...« Wir lachen beide, Tränen laufen mir übers Gesicht.

»Es ist vorbei. Irgendwann muss es ja vorbei sein. Nun heißt es Abmarsch«, unterbricht uns mein Vater mit depressiver Stimme. »Und wir haben noch keinen Sarg bestellt. Machst du das?« Er blickt mich an, leidend. »Ich bin dazu nicht mehr in der Lage.« Meine Mutter reagiert wütend, droht ihm mit der Hand: »Dura bese lajke wem.« Mein Vater sieht sie ängstlich an: »Stimmt doch. Den werden wir brauchen.« Ich mache weiter: »Berühre mit dem Finger deine Nase.« Klappt etwas wackelig. Ich teste ihre Reflexe, kratze an Füßen, Knien, Handgelenken, Armen, am Bauch, im Gesicht: alle reagieren. Scheiß Halbwissen, ich hab das alles schon inszeniert, nach Drehbuch den Schauspielern abverlangt, unterstützt von einer Fachberatung, meist einem Arzt, aber das hier ist die Realität. Also keine Schmerzen, ich taste sie links ab, ohne negative Reaktion, keine Sehstörung, kein Schwindel. Was ist mit ihr? Ich brauche eine Fachberatung! Erst



in einer halben Stunde kann ich den Neurologen erreichen. Kann man einen Schlaganfall ausschließen? Aber was ist es dann? Ich weiß, sie will nicht ins Krankenhaus, nur im äußersten Notfall. Das musste ich ihr versprechen. Muss ich mich jetzt über ihren Wunsch hinwegsetzen? Ist das jetzt der äußerste Notfall? Habe ich noch die halbe Stunde, um auf die Aussage ihres Neurologen zu warten? Ich rufe eine Bekannte an, die lange als Krankenschwester auf der Intensivstation gearbeitet hat. Sie rät, Ruhe zu bewahren, einen Arzt anzurufen, ansonsten ab in die Notaufnahme. Meine Mutter erschrickt, sie versucht dem Krankenhaus zu entgehen, indem sie übermäßig viel trinkt. Es fällt ihr schwer. Sie verschluckt sich immer wieder, hustet, bekommt Ersticken-anfälle. Sie ist in der Gegenwart. Sie erklärt mir mit eindeutigen Selbstbewusstsein: »Karum batta schle!« Dieses Missverhältnis zwischen der Realität und ihrer empfundenen Realität bringt mich fast um. Mein Vater fragt in gespenstischer Ruhe: »Was machen wir?« Es antwortet aus mir: »Wir trinken, und dann rufe ich Punkt 14 Uhr den Neurologen an.« Meine Mutter mit einem triumphierenden Blick zu meinem Vater: »Kamblu trass!« »Das ist in sieben Minuten«, mache ich mir selbst Mut.

Ich erreiche den Neurologen. Er rät, sofort in eine Klinik zu fahren: Verdacht auf Schlaganfall! Ich begreife das nicht, es sind die gleichen Symptome wie vor zwei Wochen! Wieso ist es heute ein Schlaganfall, und vor zwei Wochen war es keiner? Gut, ich will nicht diskutieren. Was ist zu tun? Ins Krankenhaus. O. k.! Ich »zwinge« den Neurologen, uns in dem Krankenhaus, in welchem auch mein Vater war, anzumelden. Es ist gleich um die Ecke.

Ich werde meine Mutter selber hinfahren, ich möchte ihr die Fahrt in einem Krankenwagen ersparen. Außer meinem Vater – nach einem Unfall im letzten Jahr – ist noch nie ein Familienmitglied, das mit einem Krankenwagen ins Krankenhaus gefahren wurde, lebend zurückgekehrt. Ich packe eine Tasche. Mein Vater

rennt wie angestochen durch die Wohnung. »Das ist das Ende, na ja, es muss ja mal zu Ende sein. O Gott, o Gott, was mache ich denn jetzt. Was mache ich?« Meine Mutter wird immer stiller. Sie legt sich meinen roten Kaschmirschal um. Ich packe: Kleidung, Medikamente, ihre Zeitschriften... Der Neurologe ruft an, das Krankenhaus hat kein Bett frei auf der Stroke Unit, der Schlaganfall-Station. Wir sollen in ein Krankenhaus am anderen Ende der Stadt. Das geht ohne Anmeldung! In meinem Kopf rasen die Gedanken: Ist mein »Wunsch«-Krankenhaus wirklich überlastet? Oder ist eine 84-jährige Patientin egal????? Halten sie die Stroke Unit für »jüngere Fälle« frei? Egal. Wir brauchen Hilfe. Meine Eltern haben mitgehört. Mein Vater hat sich entschieden: »Ich bleibe hier, ich kann sowieso nicht helfen, und einer muss ja auch in der Wohnung bleiben.« Meine Mutter fügt sich in ihr Schicksal.

Ich renne aus dem Haus, hole meinen Benz und fahre ihn direkt auf den Bürgersteig vor die Haustür, lade das Gepäck ein. Oben nehme ich zwei Küchenstühle und stelle sie auf dem nächsten und übernächsten Treppenabsatz bereit. Wie gesagt: kein Fahrstuhl, 3 ½ Stockwerke. Ich gehe behutsam mit meiner Mutter hinunter. 76 Stufen! Sie will allein gehen mit ihrem Stock und einer Hand am Geländer. Füßchen zu Füßchen, jede Stufe einzeln. Ich schiebe meine Hand vorsorglich unter ihren Oberarm. Um für eine mögliche Hilfe bereit zu sein. Wenn ich bei einem Sturz erst hinlangen muss, habe ich keine Chance, sie zu halten. Erschrocken fühle ich, wie filigran ihre Knochen sind. Wie zart und zerbrechlich sie ist, trotz eines Gewichts von 73 Kilogramm auf 1,58 Meter. Wenn sie jetzt stürzen würde, ich könnte so nichts ausrichten. Ich würde ihr alles brechen. Also gehe ich vor ihr rückwärts die Treppe herunter, immer bereit, sie sofort aufzufangen. Bei ihrem Gewicht dürfte das auch eine Herausforderung sein. Auf jedem Treppenabsatz setzt sie sich, sichtlich erschöpft. Ich trage den Stuhl vom vorletzten Absatz zum übernächsten. Jedes Mal, wenn ich meiner Mutter wieder

aufhelfe, spüre ich ihren Willen und eine neue Kraft in ihr, die Treppe zu bewältigen. Ich erinnere sie immer wieder daran auszuatmen. Nicht die Luft anzuhalten. Ich atme ihr einen Rhythmus vor, sie hängt sich mit ihrem Atem ein. Unten angekommen nickt sie befriedigt: geschafft. Noch sind die Haustür, zwei Steinstufen ohne Geländer und eineinhalb Meter bis zum Benz zu überwinden. Dafür brauchen wir über acht Minuten. Mein Vater sieht uns aus dem Fenster zu. Vor dem Einsteigen dreht sich meine Mutter um, sie hebt ihr Gesicht zum Himmel, sie erwartet, die Hausfassade zu sehen, ihren Mann im Schlafzimmerfenster, aber ihr Blick geht ins Leere, in den Himmel über der Straße. Sie ist irritiert. Sie winkt hoch, wie sie es immer getan hat. Ohne ihn zu sehen. Mein Vater beantwortet ihre Geste. Es wirkt wie ein letzter Gruß. Ich helfe ihr ins Auto, winke meinem Vater zu, steige selbst ein. Kalt spüre ich, wie mein weißes Kostüm schweißnass an meinem Rücken klebt. In dem Moment beginnt es zu regnen.

Die Stadtautobahn ist leer, grau, neblig. Ich fahre 130 km/h. Meine Mutter sitzt blass und klein auf dem Beifahrersitz. Sie schweigt, wirkt wie weggetreten. Ich erzähle ihr, wohin wir fahren, dass ich bei ihr bleiben werde, dass wir das schon schaffen werden. Ich lege Mozart auf. Wir fahren durch die triste, die-sige Suppenküche. Plötzlich regnet es in Strippen. Die Tropfen prasseln lautstark auf das Auto. Springen vom Asphalt wieder in die Höhe. Meine Mutter hebt ihren Kopf, sieht durch die beschlagene Windschutzscheibe und sagt mit klarer, aber kaum hörbarer Stimme: »Jetzt gehe ich auf die große Reise.« Ich schlucke, fokussiere die Autobahnspur vor mir. Die Scheibenwischer bewegen sich im Höchsttempo. Mozart im Crescendo. Ich sehe wieder zu ihr hin: Ihr Kopf fällt auf ihre Brust, wie ein Stein. Abrupte Stille in meinem Kopf. Schlagartig habe ich einen brennenden Schmerz in meinem Herzen, der sich links über den Hals in mein Hirn vorschiebt. Mein Körper steht in Millisekunden unter Wasser. Werde ich ohnmächtig? 170 km/h zeigt der

Tacho. Meine Mutter liegt im Beifahrersitz, zusammengesunken. Ihre Brust ohne Bewegung. Ich höre mein eigenes Schnaufen. Ich japse. Beherrschung! Beginne bewusst zu atmen, zähle mein Ein- und Ausatmen, verlängere die Phasen dazwischen. Ein- und ausatmen, eiiiiinnn und auuusss. Allmählich komme ich wieder zu einem normaleren Atemfluss, schalte die Warnblinkanlage an, bremse langsam in Intervallen ab. Das Atmen meiner Mutter sehe ich nicht. Ungläubigkeit macht sich in mir breit. Waren das ihre letzten Worte? Ist das gut? Verzweiflung steigt auf. Ist sie JETZT TOT?????? Ich reduziere das Tempo weiter, fahre auf die Standspur. Atme konzentriert. Wäre das ein guter Tod? Wäre ihr das zu wünschen? Wie erkläre ich eine tote Mutter auf meinem Beifahrersitz? Diese Gedanken rasen mir durch den Kopf, parallel. Muss ich noch ins Krankenhaus fahren? Zur Polizei? Gleich ins Leichenschauhaus? Erst einmal auf die Standspur. Zaghafte taste ich nach ihrem Puls.

An ihrem Handgelenk spüre ich nichts. Am Hals auch nichts. Ich lege mein Ohr auf ihr Herz. Nichts. Nichts! Mein Atem steht jetzt auch still. Gnadenlose Stille. Was muss ich jetzt machen? Ich starre in eine graue Nebelwand. Kein anderes Auto ist unterwegs. Niemand. Ganz ruhig, Ilse, was mache ich jetzt? Plötzlich knattern im Stakkato Laute aus ihrem Mund, wie ein Bellen, ein stotterndes Husten. Ihr Atem setzt wieder ein. Den Mund weit offen, wirft sie ihren Kopf hin und her. Die Augen geschlossen. »Mammi? Maaammi!? Du musst atmen: ein und aus. Nase ein. Mund aus. Nase ...« Sie hört mich nicht. In mir tobt es: »Sie lebt! Sie lebt! Wir haben eine Chance.« Gang rein, mit Vollgas weiter zum Krankenhaus.

Der Pförtner gibt unbeteiligt Auskunft. Öffnet die Schranke. 30 km/h sind hier vorgeschrieben. Schleichen die Rettungswagen die letzten 300 Meter? Das kann nicht sein. Patienten und Spaziergänger schlendern im Park, erzwungene 30 km/h. Ich halte auf dem Parkplatz für Notfallfahrzeuge, es gibt viele davon. Ehe ich aussteigen kann, kommen zügig zwei Pfleger aus der großen

doppelten Automatik-Glastür. Sie haben über Monitor unsere Ankunft gesehen. Sie rollen eine Trage ans Auto, fragen routiniert die Daten ab: »Bei Bewusstsein?« Meine Mutter antwortet: »Schmulze zack, gna.« – »Bei Bewusstsein. Atem-Aussetzer. Verdacht auf Schlaganfall, wahrscheinlich vor fünf Stunden, knappes Zeitfenster, Sprachstörung, Bluthochdruck«, antworte ich sachlich schnell. Sie befördern meine Mutter bestimmt, aber aufmerksam auf die Trage. »Die Patientin darf nicht liegen. Erstickungsgefahr.« Das Kopfteil wird hochgestellt: »Arbeiten Sie hier?«, fragt mich der Pfleger. Ich verstehe die Frage nicht: »Nein.« Sie fahren meine Mutter flott in die Unfallstation. Sie ist aufgeregt, ängstlich. Ich renne, schwitzend in meinem weißen Kostüm, neben der Trage her, halte ihre Hand. Im Untersuchungszimmer angekommen, schicken mich die Pfleger zur Notaufnahme. Ich soll die Formalitäten erledigen. Meine Mutter will nicht, dass ich gehe. Die Pfleger bestehen darauf, die Formalien sind nicht aufschiebbar. »Mammi, es kann nichts mehr passieren, der Arzt kommt gleich zu dir.« Ich verspreche, schnell zurück zu sein, sie dann nicht mehr allein zu lassen. Sie willigt ein.

Die Notaufnahme ist verwaist. Nach acht Minuten, eine gefühlte halbe Stunde, endlich, kommt die Schwester. »Zehn Euro! Und die Chipkarte.« Zurück zum Untersuchungszimmer. Ich klopfe. Ein mir unbekannter Pfleger steckt seinen Kopf zur Tür her aus. Er sagt, ich solle draußen warten, verwehrt mir mit seinem Körper die Sicht ins Zimmer. »Ich möchte bei meiner Mutter warten.« Das ginge jetzt nicht, erwidert er bestimmt, schließt die Tür. Irgendwie entlastet mich diese Unhöflichkeit. Auf der Bank im Gang halte ich es nicht aus.

Mein Vater ist sofort am Telefon: »Wir sind jetzt angekommen.« – »Heimgekommen? Das habe ich gar nicht gehört.« – »Nein, ann – gee – kommen im ...« – »Gekommen, also alles halb so schlimm. Na, Gott sei Dank, ich bin schon ganz verrückt geworden. Ja, warum kommt ihr denn nicht rein?« Um die Not-

aufnahme nicht zusammenzubrüllen, gehe ich vor die große Glastür, halte meine Hand wie einen Trichter vor das Mikrofon des Handys, brülle hinein: »Wir sind jetzt im Krankenhaus ann – geeee – komm – meen.« In der Überführung hallt meine Stimme. »Was?«, fragt mein Vater. »Wir sind im Krankenhaus, im K R A N – K E N – H A U S sind W I R!!!!« Von irgendwoher ruft jemand: »Ja, ick ooch! Und ick bin janz alleene!« Mein Vater hat nun doch verstanden: »Ach, im Krankenhaus, ja gut, was hat denn so lange gedauert?« Ich geb's auf: »Mammi wird jetzt untersucht. Ich ruf dich wieder an.« Der Fremde: »Komm doch einfach vorbei.« Mein Vater: »Jetzt erst? Also noch alles offen? Das hält ja keiner aus. Ich mach mir jetzt 'ne Dose auf und sitze dann neben dem Telefon bereit.« Seine innere Angst höre ich, verdränge sie sofort, sonst kann ich nicht mehr funktionieren. Ich drücke die Austaste, gehe zurück in die Station, setze mich vor das Untersuchungszimmer. Das Panik-Monster dringt aus allen Wänden, sucht nach neuen Opfern. Wie viele Menschen waren hier schon verzweifelt? Ich zwingen mich zu stoischer Ruhe. Mein Hirn ist irgendwie leer geputzt. Null Inhalt. Leere.

Plötzlich höre ich einen Protestlaut meiner Mutter, das Lachen von Männern. Im Bruchteil einer Sekunde stehe ich im Untersuchungsraum. Meine Mutter rutscht gerade von der hochgestellten Rückenlehne auf die Trage. Ich sehe, wie ein Pfleger ihr den bereits unten geöffneten Body über den Kopf zergelt. Die Träger des Bodys haben sich in ihren Armen und an ihrem Kopf verfangen. Ungeschickt zieht er den Body weiter hoch. Der Kopf meiner Mutter schaukelt hin und her. Der Pfleger zerrt ihren rechten Arm in die Höhe. Sie stöhnt, schreit vor Schmerzen. Ein Zweiter hilft, indem er sie am Rücken nach vorn gedrückt hat, nun ihren linken Arm hochreißt. Ihr Schmerzensschrei wird spitzer. Wie eine Gummipuppe wird sie durchgeschüttelt. Sie wimmert. Die drei Pfleger lachen. Das alles in einem Tempo, als müsse sofort eine lebensrettende Maßnahme eingeleitet werden. Nach einer Schrecksekunde höre ich mich

sagen: »Schluss, ich übernehme das.« Sofort kehrt Ruhe ein, sie treten zurück. Meine Mutter nackt auf der Trage. Ausgeliefert. Ein Pfleger sagt erklärend: »Wir haben über etwas anderes gelacht.« Mein Blick fällt auf ihre Strumpfhose, der Blick des Pflegers folgt meinem. Sie schlabbert ihr um die Knie. Mit meinem großen roten Kaschmirschal bedecke ich meine Mutter. Sie sieht mich mit kindlich weit aufgerissenen Augen an, flüstert: »Nicht schön ...« – »Sie haben nicht über dich gelacht!«, versuche ich glaubhaft zu versichern. Ich umarme meine Mutter. Sie erwidert meine Zärtlichkeit, indem sie ihr Gesicht an meinen Hals schmiegt. Mich durch flutet eine Welle voll Wärme, Nähe, auch Angst und Dankbarkeit, alles auf einmal. Wir schauen uns an. Aus ihren Augen strahlt mir Vertrauen entgegen, ein Blick reiner Liebe. In einer seltsamen Weise fühle ich mich wohl, fast glücklich. Ich helfe ihr aus dem Body. »Meine Mutter hat Arthrose in allen Gelenken. Jede Bewegung ist sehr schmerzhaft«, erkläre ich. Sehr leise, für sie nicht hörbar setze ich hinzu: »Meine Mutter ist 84, sie hat den Krieg in Berlin überlebt, Sie verstehen, an was sie das eben erinnert hat?« Pfleger Krüger, steht auf seinem Namensschild, setzt zu einer Entschuldigung – so interpretiere ich das – an. Ich sehe ihm direkt in die Augen und komme ihm zuvor: »Sie friert.« Er gibt einem Kollegen Anweisung, eine Decke zu holen. Pfleger Krüger stellt sich und den verbliebenen Kollegen vor: »Johannes ist hier in der Ausbildung, darf er bei der Untersuchung dabei sein?« Wir stimmen zu.

Die Spannung ist weg. Mein Adrenalinpegel sinkt wieder. Die Decke wird gebracht. Ich umwickle meine Mutter damit so, dass Pfleger Krüger sie für ein EKG verkabeln kann. Er erklärt ihr ruhig und freundlich, laut und langsam die einzelnen Schritte. Misst ihren Blutdruck. Er beruhigt uns, von diesen zwei Werten ausgehend bestünde im Moment keine akute Gefahr. Pfleger Krüger telefoniert, fragt, warum der Neurologe noch nicht da ist. Ja, er habe ihn bereits vor 20 Minuten angepiepst. Er ist ungehalten über die Antwort der Gegenseite. Ärgerlich verlässt



Ilse Biberti

**Hilfe, meine Eltern sind alt**

Wie ich lernte, Vater und Mutter mit Humor und Respekt zu begleiten

Paperback, Broschur, 288 Seiten, 13,5 x 21,5 cm  
ISBN: 978-3-517-08553-1

Südwest

Erscheinungstermin: Mai 2009

„Dieses Buch gehört in jede Familie!“ Henning Scherf

Dies ist der berührende Erlebnisbericht einer Tochter, die nicht zögert, sich um ihre Eltern zu kümmern, als diese pflegebedürftig werden. Ilse Biberti erzählt vom alltäglichen Wahnsinn der häuslichen Pflege, vom Kampf mit den staatlichen Institutionen, von den liebevollen Momenten mit ihren Eltern, die ihr Leben nicht mehr allein meistern können. Für diese wichtige Zeit mit den Eltern legte sie ihren Beruf als Regisseurin und Schauspielerin auf Eis und lernt sich selbst als Tochter neu kennen. Die Familie rückt eng zusammen und vor allem der Humor ist es, der die Familie zusammenschweißt. Ein bewegendes Buch!

 [Der Titel im Katalog](#)